

**EXZELLENZ OHNE BÜRDE**

Fördert hochbegabte Schüler im sächsischen Meißen: Internatsdirektorin Ulrike Ostermaier. Seite V2



**EINTRITTSKARTE ZUR WELT**

Internationale Schulabschlüsse erleichtern später ein Studium im Ausland. Wir erklären, welche sich besonders auszahlen können. V3

**ZUHAUSE IM GEPÄCK**

Das Leben im Internet ist ein Neuanfang. Was gegen Heimweh in den Koffer muss. Seite V4



# Internate und Privatschulen



Von engagierten Eltern gegründet

Wer die Idee von der eigenen Privatschule umsetzen will, braucht in Deutschland einen langen Atem. Die gesetzlichen Vorgaben sind streng und die Finanzierung in der Startphase schwierig. Trotzdem glückt es immer wieder.

Private Schule mit privatem Einsatz: Aus den Ideen engagierter Eltern ging die Bugenhagenschule in Hamburg-Blankenese hervor. Die Schüler Bruno Pfeifer, Carlotta Kern, Laura Lubig, Johannes Büker und Antonia Pulz (von links) profitieren heute von dieser Aufbauarbeit.

FOTO: JULIA KNOP

Editorial



Von Maria Wiesner

Das Leben im Internat erschien mir während meiner Schulzeit immer als ein großes Abenteuer. Ich war nie auf einem Internat gewesen, aber ich habe Bücher verschlungen. Was beneidete ich doch Harry Potter um seinen Umhang, mit dem er unsichtbar durch die Gänge von Hogwarts schleichen konnte – ganz zu schweigen von der Zauberei, die er auf diesem Internat lernte. Wie ihr Alltag im Internat oder auf der Privatschule wirklich war, haben wir zwei ehemalige Schüler gefragt. Sie erzählen auch, wie der Schulbesuch ihr späteres Leben und die Berufswahl geprägt hat („Nach dem Internat“, auf dieser Seite unten). Außerdem stellen wir das Sankt Afra Gymnasium im sächsischen Meißen vor. Eine Schule in den Hügeln über der Elbe mit langer Geschichte, wo selbst Lessing unterrichtet wurde (siehe Seite V2). Egal, ob nur 50 Kilometer von daheim oder gleich direkt im Ausland, der Einzugs ins Internat ist eine Umstellung. Was gegen Heimweh unbedingt in den Koffer muss, zeigt die Grafik (Seite V4). Das Abenteuer kann beginnen.

VON BIRK GRÜLING

Auf dem Schreibtisch von Hayo Janssen liegt ein großer Stapel Bewerbungen – grüne Mappen, feinsäuberlich geordnet mit Foto, Leistungsgutachten und Zeugnissen der letzten Schuljahre. „Wir führen Auswahlgespräche für das neue Schuljahr“, sagt Janssen und legt seine Hand auf den Stapel. Er ist der Leiter der Bugenhagenschule im Hamburger Stadtteil Blankenese. 48 neue Fünftklässler und 24 Erstklässler wird seine Schule im Sommer aufnehmen. Die Bewerberzahlen sind positiv. Auf jeden Schulplatz kommen mehrere Interessierte. „Wir wachsen stetig. Inzwischen haben wir 300 Schüler“, sagt der Schulleiter und blickt aus den hohen Fenstern des Altbaus auf den noch leeren Schulhof. Bei der Schuleröffnung vor sechs Jahren waren es gerade einmal 48 Kinder, aufgeteilt in zwei Klassen. Die damaligen Fünftklässler sind heute in der Neunten. An einem pädagogischen Konzept für die bevorstehende Oberstufe wird gearbeitet.

**FINNISCHES VORBILD**

Als Vorbild diente von Anfang an das finnische Schulsystem. Das wichtigste Prinzip ist dabei das gemeinsame Lernen aller Leistungsniveaus. Von den 24 Schülern in einer Klasse haben in Blankenese vier einen besonderen Förderbedarf. Statt frontal an der Tafel wird

selbständig im offenen Unterricht gelernt, immer begleitet von zwei Lehrkräften und Sozialpädagogen. „Inhaltlich sind wir an die offiziellen Lehrpläne gebunden“, sagt Janssen. Der Unterschied zu staatlichen Schulen liege an der Bugenhagenschule in Blankenese eher im methodischen Bereich und in der Persönlichkeitsentwicklung. „Außerdem bieten wir das Abitur nach 13 Jahren“, hebt der Schulleiter hervor. Bei den Neuanmeldungen wünschen sich viele Eltern genau diese feinen Unterschiede.

Knapp 5500 Privatschulen gibt es laut Statistischem Bundesamt in Deutschland, mehr als 60 Prozent sind allgemeinbildende Ersatzschulen. Die Kinder auf Privatschulen kommen vor allem aus Akademiker-Haushalten, fand eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung heraus.

**VON ENGAGIERTEN ELTERN GEGRÜNDET**

Die Bugenhagenschule in Blankenese geht auf die Initiative engagierter Eltern zurück. Frustriert vom Schulsystem und den Ergebnissen der ersten Pisa-Studien, beschlossen sie, eine eigene Schule auf die Beine zu stellen. Mit vielen Ideen machten sie sich auf die Suche nach einem Träger. Fündig wurde die Initiative bei der Evangelischen Stiftung Alsterdorf. Neben Behinderteneinrichtungen gibt es unter ihrem Dach sechs evangelische Schulen in Hamburg. Die Entscheidung für einen etablierten Träger als Unterstützung ist nicht ungewöhnlich. Etwa 60 Prozent der Privatschulen werden

von Kirchen getragen. Sie haben viel Erfahrung mit der Schulgründung und ihre Anträge, werden ähnlich wie bei Waldorfschulen von den Behörden schnell genehmigt. Natürlich ginge das auch ohne Trägerschaft. Auf dem Papier kann jeder eine Privatschule gründen, das garantiert das Grundgesetz im Artikel 7 Absatz 4 „Recht zur Errichtung von privaten Schulen“. In der Praxis ist das Ganze etwas komplizierter. „Von 100 Initiativen schaffen es vielleicht fünf, eine Schule zu gründen. Die meisten scheitern vor dem immensen Aufwand zurück“, sagt Florian Becker vom Verband Deutscher Privatschulen.

Der Verband erhält viele Anfragen von Gründungswilligen. Die Motivationen sind dabei ganz unterschiedlich. Längst nicht alle Initiativen sind mit dem staatlichen Schulsystem unzufrieden oder wollen eine Eliteschule gründen. Gerade in strukturschwachen Regionen entstehen Privatschulen häufig als Ersatz für eine staatliche Schule, die schließen musste, weil in der Region zu wenig Schüler leben. Nicht selten beteiligen sich hier auch Bürgermeister und ehemalige Lehrer an der Gründung. Ob nun Bildungsfrust oder Schulmangel als Motivation für eine Gründung dienen, der Start ist trotzdem hart, denn es gibt hohe Auflagen.

Die erste Hürde ist das pädagogische Konzept und die Ausstattung. Die Gründer müssen qualifizierte Lehrer und ein gesichertes Budget nachweisen, Bildungsziele passend zum staatlichen Lehrplan formu-

lieren und ein Schulgebäude finden. Wie streng diese Vorgaben ausgelegt werden, ist Ländersache. „Ein bis zwei Jahre kann die Vorbereitung einer Neugründung durchaus dauern“, erklärt Becker. Leichter wird es mit der Genehmigung in der Tasche nicht. Besonders die ersten drei Jahre bleiben schwierig.

**MAXIMAL 150 EURO SCHULGELD**

In dieser Zeit müssen neue Schulen auf staatliche Zuschüsse verzichten und mit Krediten und Sponsoren den Betrieb sichern. Eine Rückerstattung der Investitionen ist nur in wenigen Bundesländern möglich. Hamburg beispielsweise zahlt rückwirkend nach den ersten drei Jahren knapp die Hälfte der Finanzhilfen. Nur Nordrhein-Westfalen unterstützt Privatschulen von Anfang an und übernimmt bis zu 95 Prozent der Kosten. In allen anderen Bundesländern setzt die Unterstützung erst nach der Bewährungsphase ein. Zwischen 60 und 90 Prozent der Schulkosten übernimmt dann das Land. Im Durchschnitt bekommt eine staatlich anerkannte Privatschule 3800 Euro pro Jahr und Schüler, bei staatlichen Schulen sind es 4900 Euro. Der Rest muss über monatliches Schulgeld ausgeglichen werden.

Auch hier gibt es gesetzliche Regelungen. Die Obergrenze liegt bei rund 150 Euro pro Monat. Durch das sogenannte „Sonderungsverbot“ soll jedem Kind der Besuch einer Privatschule ermöglicht werden. Das Schulgeld und die gesetzlichen Vorgaben sind immer

wieder ein politisches Streitthema. Die Hauptforderung der Privatschulen besteht in einer finanziellen Gleichstellung. Derzeit sparen die Länder für jedes Kind auf einer Privatschule Geld, laut des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung rund 900 Millionen Euro pro Jahr. Kritiker sehen in den Finanzierungsregelungen nicht nur eine Wettbewerbsverzerrung seitens der Bundesländer, sondern auch die Gefahr einer künstlichen Selektion zwischen privaten und staatlichen Schulen.

Als Beispiel für eine alternative Förderpraxis gelten die Niederlande. Dort ist die staatliche Förderung für alle Schulen gleich. Dieses Modell könnte aus Sicht von Befürwortern dazu beitragen, das Konkurrenzdenken zwischen staatlichen und privaten Schulen abzulösen. „Nicht alle staatlichen Schulen sind schlecht, und nicht alle privaten Schulen sind gut. Aber von der Vielfalt des Angebots profitieren alle“, sagt Becker. Eine Einschätzung, die man in Hamburg Blankenese nur bestätigen kann. Neben der Bugenhagenschule gibt es im Umkreis von 500 Metern eine Stadteilschule und ein Gymnasium mit ausgezeichnetem Ruf. „Konkurrenzdenken gibt es hier nicht. Wir liegen nicht nur geographisch, sondern auch vom Angebot her genau in der Mitte“, sagt Schulleiter Janssen. Kleiner Vorteil seiner Schule sei vielleicht ihr Entwicklungsstatus, etabliert genug für eingetragene Strukturen und jung genug für neue, kreative Ideen.

**NACH DEM INTERNAT**



**Valentin Vonnemann, 29 Jahre**

Das St. Columba's College in den Hügeln von Dublin gehört zu den ältesten Schulen Irlands. Man fühlte sich dort wie im Film „Der Club der toten Dichter“. Die Regeln waren streng: Es herrschte Anzugpflicht, jeder Schüler hatte einen Talar, und sonntags ging es in die Kirche. Der Schuldirektor hieß nicht umsonst „Warden“, was auch Gefängnisaufseher bedeutet. Wir hatten jeden Tag sieben Stunden Unterricht und zwei Stunden für die Hausaufgaben. Innerhalb dieser festen Struktur suchte man sich Freiräume. Wer sich bei einem Regelverstoß erwischen ließ, den erwarteten seltsame Strafen: Einmal musste ich bei einem mit dem Direktor befreundeten Fleischwarenfabrikanten eine Woche Würste stopfen, andere verbrachten die Pausen in luftiger Rugby-Montur vor dem Fenster des Lehrzimmers, auf dem kurzgeschnittenen Rasen stehend. Ich kam erst nach der zehnten Klasse an das College und musste mich

nicht nur an die fremde Sprache gewöhnen, sondern als Ausländer in einem bestehenden Klassenverband Anschluss finden. Diese Erfahrungen, vor allem in einem Internat, geben einem die Chance, sich früh im Leben mit sich selbst auseinanderzusetzen. Die Frage, wer ich bin, durfte ich schon mit 16 Jahren beantworten. Sich einfinden und einbringen, sich definieren und abgrenzen sind Eigenschaften, die man später in jeder neuen beruflichen Umgebung braucht. Zuerst wusste ich nicht, ob ich nach einem Jahr wieder nach Dublin zurückgehen würde. Es gefiel mir aber, außerdem konnte ich gegenüber dem damals noch neunstufigen deutschen Gymnasium ein Jahr sparen. Die gewonnene Zeit nutze ich so, wie es im angelsächsischen Raum weit verbreitet ist: mit Arbeiten auf Reisen. Ich war in Afrika auf einer Jagdfarm, habe in einem indischen Ashram als Englischlehrer gearbeitet und im Chianti bei der Weintraubenernte geholfen. Diese Zeit, vor allem in Indien, hat mich so sehr geprägt, dass ich mich nach meinem Vordiplom mit einem Start-up für nachhaltigen Konsum selbstständig gemacht habe. Heute arbeite ich als technischer Leiter in einem Entscheidungsunternehmen. Meine Reiselust ist geblieben. Dass ich heute Englisch rede wie ein Muttersprachler, ist ein Geschenk. So kann ich jederzeit überall auf der Welt arbeiten.



**Alexander Schmid, 45 Jahre**

Dass meine ältere Schwester auf einer Privatschule war, fand ich als Junge schon chic. Ich selbst habe anfangs ein staatliches Gymnasium besucht. In der neunten Klasse rutschten meine Leistungen ab, im Massenbetrieb der staatlichen Schule drohte ich unter die Räder zu kommen. Weil meine Eltern gesehen hatten, wie gut der Privatschulbesuch meiner Schwester tat, meldeten sie mich auch an. Von nun an pendelte ich täglich 25 Kilometer von Fürstenfeldbruck zum Privatgymnasium Obermerzing in München. Die Lernumgebung war vollkommen anders. Saßen zuvor in der staatlichen Schule in einer Klasse 30 bis 36 Schüler, mussten sich die Lehrer hier nur um rund 15 Schüler kümmern. Ich gehörte zu den Ganztagschülern. Das bedeutete, dass man nach den regulären Schulstunden in die Hausaufgabenbetreuung ging und bei Bedarf individuell gefördert wurde. Normalerweise dauerte das bis 16 Uhr. War ich früher fer-

tig, ging ich auch früher und hatte dann den Kopf frei, um mit Freunden um die Häuser zu ziehen. Ich war etwa 15 Jahre alt und hatte einfach andere Interessen als die Schule. Die klare Zeitstruktur hat mir sehr geholfen, mein Pensum trotzdem zu erledigen. Insgesamt war die Atmosphäre sehr familiär: Pädagogen und Eltern kannten sich, die Lehrer wussten, was in den Familien vor sich ging und welche Stärken und Schwächen die Kinder hatten. Auf Probleme wegen persönlicher Krisen oder der Pubertät wurde Rücksicht genommen. Insgesamt spiegelten wir Schüler die Welt außerhalb der Privatschule wider: Es gab Bad Boys, Raufbolde, Normalos und einen Punk. Der Unterschied an unserer Schule war, dass wir sein durften, wie wir waren. Niemand bewertete oder missbilligte das. Und wir hatten große Freiräume: Wer jemand eher künstlerisch interessiert, durfte er sich austoben und wurde in den Fächern, die darüber zu kurz kamen, unterstützt. Später, in der Kollegstufe, gaben die Lehrer uns konkrete Empfehlungen, welche Leistungskurse wir belegen, welche Fächer wir besser abwählen sollten. Dass meine Eltern mich auf eine Privatschule geschickt haben, war Ausdruck ihrer Fürsorge und Liebe. Damit haben sie mir geholfen, der Mensch zu werden, der ich heute bin.

Aufgezeichnet von Tatjana Krieger

**LESE TIPPS**



**Kazuo Ishiguro**

*Alles, was wir geben mussten*  
Hailsham ist ein etwas anderes Internat. Die Kinder, die hier zur Schule gehen, werden zu Organspendern gezüchtet. Ihr Zweck ist allein, dass sie ihre inneren Organe frisch und gesund halten, damit sie später als gute „Spender“ funktionieren. Kazuo Ishiguro bricht in „Alles, was wir geben mussten“ mit der Formel des Internatsromans. Hailsham ist nur noch nebenbei ein Experimentierfeld jugendlicher Verhaltensweisen. Das eigentliche Experiment sind die Kinder selbst. Deshalb bekommen alle Träume und Sehnsüchte etwas Drängendes. Nichts kann aufgeschoben werden. Wer wartet, der verliert. Freundschaft und Liebe zählen mehr als Karriereambitionen. Denn für diese Jugendlichen ist das Leben im Internat, im wahrsten Sinne des Wortes, die Zeit ihres Lebens. Es ist alles, was sie haben. Denn hinter den Mauern wartet das Ende, der Schmerz, der Tod. (PW)



**J. D. Salinger**

*Der Fänger im Roggen*  
Wenn Internate der Disziplinierung dienen, hat das bei Holden Caulfield nicht richtig funktioniert. Seine Mitschüler sind dumm, gehen ihm auf die Nerven, und die Lehrer erweisen sich als börsartige Zuchtmeister. Einer wie er gehört in die Stadt, ins echte Leben. Caulfield geht nach New York und erfährt, dass das Leben ohne rigide Internatsregeln schmerzhaft und voller Rückschläge sein kann. Salingers Klassiker jugendlicher Rebellion ist längst zur obligatorischen Schullektüre erkoren. Doch heute wirkt der vorherrschende, bisweilen arrogante Erzählton Caulfields gegenüber seiner Umwelt weniger rebellisch, sondern zynisch. Aber dieser Zynismus hat einen traurigen Ursprung, spricht er doch vom Verlust aller Rückzugsräume eines Jugendlichen, der um jeden Preis seiner Jugend entwachsen möchte. (PW)